

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 1

Artikel: Das Bildnis Peters
Autor: Ernst, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zerspaltung der Seele empfindet der Primitive immer als ungehörig und krankhaft, genau wie wir. Nur nennen wir's Konflikt, Nervosität und Geisteskrankheit. Nicht zu Unrecht hat der biblische Schöpfungsbericht eine unzerteilte Harmonie von Pflanze, Tier, Mensch und Gott im Symbol des Paradieses an den Anfang alles seelischen Werdens gesetzt und jene Bewußtwerdung — «Ihr werdet sein wie Gott, und wissen was gut und böse ist» — als fatale Sünde erklärt. Denn als Sünde muß es dem naiven Geiste erscheinen, das Gesetz der heiligen urnächtlichen Einheit des Allbewußtseins durch den flackernden Schein eines Einzelbewußtseins zu brechen. Es ist die luziferische Empörung des Einzelnen gegen das Eine. Es ist ein feindseliger Akt des Disharmonischen gegen das Harmonische, es ist eine Geschiedenheit gegen die Allverbundenheit. Und darum heißt es in der Verfluchung: «Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.»

Und doch war die Erringung des Bewußtseins die köstlichste Frucht am Lebensbaume, die magische Waffe, welche dem Menschen den Sieg über die Erde gab, und von der wir hoffen, daß sie ihm noch den größeren Sieg über sich selber ermöglichen werde.

(Fortsetzung und Schluß folgt)

Das Bildnis Peters

Exkurs über Peter im Baumgarten¹
von Fritz Ernst

Der Junge ist nun mein», schrieb einst Goethe über Peter im Baumgarten. Und das war ernst gemeint. Goethes Briefe bezeugen, wie er seine sittliche Vaterschaft verstand. Überhaupt spricht alles, was um diesen merkwürdigen Knaben sich zugetragen hat, so schön von dem Erziehungs-Enthusiasmus der Aufklärung, sowie dem Freundschaftskult des Sturms und Drangs, dass es sich wohl rechtfertigen liesse, Altbekanntes über unsern Gegenstand zu

¹ Aus Fritz Ernsts demnächst in den Schriften der «Corona» erscheinenden Publikation «Iphigeneia und andere Essays», woselbst das Bildnis Peters auch figürlich zu finden sein wird. Der vorliegende Aufsatz entstand aus der Beschäftigung des Verfassers mit Ramond de Carbonnières.

wiederholen. Wir nehmen indes für unsere Ausführungen den bessern Grund in Anspruch, teils nie Gedrucktes, teils in diesem Zusammenhang noch nie Erkanntes mitteilen zu können. Es war aus dem Überlieferten offenbar, dass Peter, ehe er zu Goethe kam, Schüler in Marschlins und Zögling Lavaters war. Im Salis-Archiv von Chur und im Lavater-Archiv von Zürich haben wir Nachforschungen angestellt, die uns reichen Aufschluss gaben. Es wäre uns ein Leichtes, mit dem, was wir erfuhren, ein kleines Buch zu füllen. Wir werden uns indes beschränken. Aus mehr als zwanzig Briefen verschiedener Personen teilen wir hier nur das unmittelbar Wissenswerte mit.

Der Leser von Goethes «Dichtung und Wahrheit» stösst in der Erzählung der ersten Schweizerreise bei Gelegenheit der Rückkehr von Luzern nach Zürich auf die Stelle: «Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihltal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner von Lindau besuchten.» Ob Goethe sich in diesem Satze einer grammatikalischen Lizenz bediente, oder ob ihn für einen Augenblick das Gedächtnis trog - sicher ist, dass Lindau nicht im Sihltal, sondern auf dem Albis, und zwar im Wacht- haus auf der Hochwacht wohnte. Das war der rechte Ort für einen Mann, der, wie Goethe an unsrer Stelle sagt, «sich in der Einsamkeit gefiel». In seiner leidenschaftlichen Zerrissenheit suchte Lindau Trost und Zuflucht am Busen der Natur, bei steigender Bedrängnis seine Wanderungen bis ins Hochgebirge ausdehnend. Aber die Zerworfenheit mit Gott und Schicksal war nicht das Einzige, was er auf diese Wanderungen mitnahm. Mitten in der von ihm gesuchten Einsamkeit erfüllte ihn ein heißer Drang nach Menschen — jungen, bildsamen Menschen, die er gedachte glücklicher zu machen als er selber war. Seiner beschränkten Mittel und seines jugendlichen Alters unerachtet übernahm er die Sorge für zwei Knaben aus dem Toggenburg und aus dem Haslital. Obschon vom einen, Andreas Feuerer aus St. Johann bei Wildhaus, nur nebenbei die Rede sein soll, mußte ich seine Existenz aus dem Grunde erwähnen, weil sie bei den Goethe-Kommentatoren schon zu Verwechslungen mit dem andern, Peter im Baumgarten aus Meiringen, Anlaß gegeben zu haben scheint. Beide Burschen übergab Lindau auf seine Kosten, vielleicht beraten durch Lavater, im Lauf des Jahres 1775 dem Leiter des Philanthropins zu Marschlins, Ulysses v. Salis. Warum tat er das? Im Falle von Andreas Feuerer sagt ein damaliger Brief des Pfarrers Boesch aus St. Johann: «aus bewunderungswürdiger Leitung der göttlichen Vor-

sehung». Im Falle von Peter im Baumgarten sagt die Legende: aus Dank für Lebensrettung. Ein später von Goethe angeregtes Rechtsgutachten drückt sich weniger dramatisch aus. Der Weimarer Jurist J. E. Eckardt schreibt in einem Promemoria von 1779, Lindau habe sich Peters angenommen, «da er in demselben besondere Fähigkeiten wahrzunehmen glaubte, dessen noch lebende Mutter aber auf seine Erziehung nichts verwenden konnte».

Lindau, der von seinen beiden Schützlingen mehr und mehr Peter in sein Herz einschloß, bestimmte ihn eine Zeitlang zum Offizier. Dafür war Marschlins ja durchaus eingerichtet. Aber der unvermittelte Entschluß Lindaus im Spätjahr 1775, Europa zu verlassen, mit dem hessischen Expeditionskorps an der Seite der Engländer gegen die aufständischen Kolonisten von Nordamerika zu kämpfen und einen raschen Tod einem gequälten Dasein vorzuziehen, beraubte ihn auf einen Schlag der weitem Einwirkung auf sein vergöttertes «Ebenbild». Die Umstände verunmöglichten es, Peter übers Meer mitzunehmen. So überließ er ihn seinen in Zürich gewonnenen Freunden, Lavater und Goethe. Diese waren es, welche über Peters weiteres Schicksal entschieden haben: sie taten das mit aller Vorsicht und nahmen ihn erst im Frühling 1777 aus dem Institut Marschlins. In der darauf folgenden Wartezeit bis zur endgültigen Verfügung über den damals elf- bis zwölfjährigen Burschen hat es sich ereignet, daß er Ramonds Begleiter und Dolmetscher auf dessen Alpenreise wurde. Nur mit dessen Beistand war der elsäßische Alpinist imstande, so gut wie unbekannt gebliebene Höhen zu erklimmen. Mit Recht gedachte er, zwar ohne Namensnennung, im Vorworte zu seinem Reisebuch des guten Helfers — den Namen fügten wir jetzt ein.

Lindau aber wogte hin auf dem weiten Meer als der Gefangene des Schicksals. Das Gefühl des nahen Todes zwang ihn, sein Dasein als einen geschlossenen Kreis zu sehen, wie es in Wahrheit nicht gewesen war. In diesen letzten Stunden flehte er auf seine arme Seele einen Sinn herab, ohne den er nicht sterben zu können meinte. In seiner tiefen Ohnmacht brauchte er die Gewißheit, wenigstens in andern Menschen höhere Kraft entfacht zu haben. Vor seinem verwirrten Blick verschmolz der Rechtsanspruch des Königs auf den Gehorsam seiner Untertanen mit dem Liebesanspruch seines Herzens auf den fernen jüngern Bruder. Den Kampf, in den er auszog, einem Heiligen Krieg gleichsetzend, demselben Gott Prophet und

Liebling unterstellend, schrieb er von seinem Schiff Concordia, unweit der Azoren, am 1. September 1776 an Lavater im Hinblick auf die rebellischen Kolonisten: «Was für ein ander Mittel bleibt sie zu bekehren übrig als Mahomets verheerendes, vertilgendes Schwert. O Mahomet! . . . O mein Peter! mein Peter! mein Peter! Auf dir ergieße der schreckliche Herr der Natur die Kraft, die mir fehlt, ohne welche ich verschmachte. Sey nicht gleich mir ein dumpfes, unnützes Getöse. Sey eine zerschmetternde Donnerkeule!» . . . Binnen weniger als sechs Monaten nach dieser Beschwörung ist Lindau in Nordamerika gefallen. Blickte sein brechendes Auge noch einmal auf den geliebten Freund? Er trug sein Bildnis ja bei sich!

Lindau hatte Europa nicht verlassen wollen, ohne Peters Bildnis, das er schon unverlierbar in seinem Inneren besaß, auch äußerlich mit sich zu nehmen. Er wußte, daß Lavater es in Arbeit hatte — ihn bat er flehentlich, mit wachsender Entfernung immer dringlicher, um dieses letzte Angebinde. Und Lavater hat es ihm geschickt, am 17. Februar 1776, mit den Worten: «Hier Peter — so gut als möglich». Die Zeit, in der wir stehen, ist bezeichnet durch eine monumentale Publikation Lavaters, seine vier Folianten «Physiognomische Fragmente», dieses ungeheure Mausoleum ganzer Generationen von Denkern, Dichtern, Künstlern, bescheidenen und eleganten Frauen und vielen, vielen Kindern. War es nicht ganz natürlich, sich unter diesen auch nach Peter umzusehen? Seit langem wird das Heer der Unbekannten der «Physiognomik» einem hartnäckigen Feststellungsprozeß unterworfen. Notizen, Bildähnlichkeit, Initialen müssen helfen. Lavater hatte die Gewohnheit, seine Freunde mit Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, Jakob Ludwig Passavant mit J. L. P., Heinrich Julius Lindau nur mit L. Unweit von dessen längst bekanntem Bilde, im dritten Band, gegenüber von Seite 148, blieb unser Blick auf einem entzückenden Knaben haften mit der Initiale P. Über demselben steht eine andere, für uns nicht in Betracht kommende Knabenfigur, auf welche Lavater in seinem Begleittext zu P. immerhin Bezug nimmt. Dieser Begleittext lautet also:

«Ein sehr kenntliches, obgleich in den Umrissen entkräftetes, abgeschliffenes Bild eines der originellsten, fähigsten Knaben — Ein Sohn; aber ein schlauer, feiner; schwer zu zäumender Sohn — der Natur. Fähigkeit alles leicht zu lernen — und schnelle Satttheit an allem Halberlernten; tiefer Blick; schnelltreffendes Urteil; mutiger

Angriff — bald vollendete Tat — Gefühl der Natur und seiner selbst — das alles sah ich, erfuhr ich am Knaben; sah's an der Natur vornehmlich im tiefen, bestimmten, treffenden Auge; auch in der Copie ist noch hinschauende Helle; im Munde froher Knabenmut. Die Stirn in der Copie hat wenig — und dennoch mit diesem wenigen sehr viel verloren.

Ist der obere schon vorbedächtiger Mann; so ist der untere noch ganz Knabe, der aber gewiß Mann werden — wird? — Kann gewiß! . . . Übrigens ist der untere von den Knaben einer von denen, die entweder außerordentlich gut, oder außerordentlich schlimm werden.»

Das ist aufs Wort Peter! Man kann ihn nicht richtiger beurteilen. Man konnte seine Zukunft nicht sachlicher erwägen. Alles stimmt: der Hinweis auf die persönliche Bekanntschaft Lavaters mit dem Abgebildeten; die Wiederholung einer gewissen technischen Unbefriedigtheit Lavaters mit dem Bilde; so viele sprechende Nuancen, die wir den Leser selbst entdecken lassen wollen. Nur ein kleinstes Detail, das uns über den Dokumenten aufgegangen ist, setzen wir noch hieher. Wir wetten, daß der schmucke Rock des Burschen kein anderer ist als der, wozu Lindau als Abschiedsgeschenk nach Marschlin's Stoff und Zutaten geschickt: «du drap vert et des boutons».

Vor Verlassen Europas hatte Lindau sich nicht nur Peters Bild — er hatte vor allem Peters Existenz gesichert. Auf der Durchreise durch Weimar in den letzten Tagen des Januar 1776 war er beim Dichter eingekehrt. Er muß bei ihm bewegte Stunden verlebt haben, denn er schrieb im Augenblick des Abschieds: «Goethe ist der einzige Mensch, der mich versteht.» Diesem Einzigen anvertraute er sein Liebstes. Goethe versprach, die Vormundschaft über Peter auszuüben. Aber damit er das in seiner damaligen Situation versprechen konnte — er befand sich noch kein Vierteljahr in Weimar —, mußte anderweitig für das Mündel gesorgt sein. Und wirklich hat Lindau ein ansehnliches Vermächtnis für Peter ausgesetzt, und zwar «wenige Stunden vor seiner Abreise». Im Februar 1777 erhielt Goethe Nachricht von Lindaus Hinschied, im August desselben Jahres meldete er an Lavater Peters Ankunft in Weimar mit den Worten: «Der Junge ist nun mein.» Und damit beginnt Peters letzte Lebensphase.

Sie ist als Geschehnis und Erzählung peinlich. Zunächst meldeten sich finanzielle Schwierigkeiten. Sowohl Salis wie Ramond hatten an

Peter Forderungen, die zu erfüllen besonders aus dem Grunde schwierig war, weil der Lindau'sche Testamentsvollstrecker sich so säumig zeigte, daß Lindaus Schwestern schließlich das Gericht anrufen mußten. Goethe hatte viel mit dieser Angelegenheit zu schaffen. Sie scheint der Anlaß gewesen zu sein, aus welchem er auf seiner zweiten Schweizerreise, auf welcher er ja Nachforschungen nach Peters Familie im Haslital anstellte, auch mit dem Berner Landvogt N. E. Tscharner — Pestalozzis Arner — in nähere Verbindung trat. Über die Abwicklung der Zahlungen im Einzelnen können wir keine Auskunft geben. Goethe jedenfalls gelangte in den Besitz des Vermächtnisses für Peter und legte es in der Nürnberger Leibrenten-Gesellschaft an.

Aber Peter bot noch ein ganz anderes Problem, nämlich das rein menschliche. Es gibt kaum eine Zeit, die tiefer von der Allmacht der Erziehung überzeugt war, als das achtzehnte Jahrhundert. Nicht immer trat diese Allmacht in Erscheinung, auch nicht bei unserem Peter. Wer alles hatte nicht das arme Kind hinaufgeschraubt — ein menschenüchtiger Baron, ein pädagogischer Reformator, ein Allweltstheologe, ein sehr begabter Alpinist, der Faust-Dichter und zuletzt noch seine Sänftigerin Frau von Stein. Aber es schien leichter, einen Vulkan zu beruhigen, als dieses ins deutsche Mittelland versetzte Alpenpflänzchen zum Blühen zu bringen. Hätte man vielleicht besser Peter seiner Mutter überlassen? Steckte vielleicht im Erdverstand seiner bäuerlichen Ahnen mehr Vernunft als in allen Genien, die jene übertreffen wollten? Wie dem sei — der Sohn der Natur fand zur geweihten Atmosphäre des weimarischen Musentempels kein inneres Verhältnis. Wir haben Nachrichten durch Johann Georg Müller, den jüngern Bruder des Historikers, damals Herders Gast, über den von Peter angestellten Schabernack, der heute lustiger zu lesen ist, als er damals zu ertragen war. Goethe geriet bei der natürlichen Widerspenstigkeit des Burschen in steigende Verlegenheit um eine Berufswahl. Das Schwierige mit Schwierigem verbindend, übergab er ihn zuletzt einem andern Sorgenkinde, einem mit wahren Namen unbekanntem, sich mit Decknamen heißenden Kaufmann Kraft. Seit bald hundert Jahren kennt man Goethes schöne Briefe an denselben. Sie bemühen sich hauptsächlich um die Ermunterung und Aufrichtung des Unglücklichen. Sie bemühen sich ferner um Peter. «Glauben Sie mir», heißt es einmal wilhelm-meisterlich, «der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird

nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminiert, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler, jetzt, da er in den Wald soll, will er zeichnen, er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte.»

Peter wurde nicht der von Lindau heraufbeschworne Halbgoth. Er wurde auch nicht Künstler. Er starb, um 1793 und unbekanntem Orts, als weimarischer Jäger. Ein seltsamer Mißklang hat ihn überdauert. Bei den verschlungenen Schicksalen Peters ist es ohne weiteres verständlich, daß die Fama sich seiner bemächtigte: sie stempelte ihn zum unehelichen Sohne Goethes. Ein Sohn Peters wurde das vielleicht gutgläubige, vielleicht berechnende Opfer dieser hämischen Legende. Eines Tags im Jahre 1818 erhielt der Dichter ein demütiges Schreiben geheimnisvollsten Inhalts. So viel seiner Familie erwiesene Teilnahme, schrieb darin der Seifensieder Carl Heinrich Wilhelm im Baumgarten, deute wohl auf nähere Beziehung, am ehesten auf jene Art von Blutsverwandtschaft, die man vor der Welt diskret zu behandeln pflege; sollte der Geheimrat sich indes zu weiterem Vertrauen entschließen können, so würde dies an keinen Unwürdigen verschwendet sein: «Ich bin Bürger, Untertan und Mann und weiß zu schweigen». Es ist unwahrscheinlich, daß Goethe geantwortet hat — Nachricht darüber ist uns nicht erhalten.

Überalterung der Jugend

von Ernst Howald

In den furchtbaren Jahren nach dem großen Krieg verdichtete sich in den intellektuellen Kreisen aller Länder das europäische Malaise zur Feststellung einer Krisis der Wissenschaft, spezieller ausgedrückt, einer Krisis der Universität. Man war sich dabei klar, damit nichts Nebensächliches in Frage zu stellen, sondern eben das, was man vorher als den charakteristischen Besitz Europas, als seinen eigentümlichsten Kulturausdruck gewertet hatte, als das unterscheidende Merkmal gegenüber den andern Kulturkreisen der